

# Die Wahrheit über die Veuna-Fälle

Ein sensationeller Bericht „vom anderen Ufer“

## Vom „Schlammzieher“ zum „Kosttrinker“

Im Berliner Tageblatt erschien nachfolgender, von uns auszugsweise wiedergegebener Artikel eines bürgerlichen Journalisten, den wir deswegen abdrucken, weil es bemerkenswert ist, daß ausgerechnet das BZ ihn abdruckt und weil es ferner typisch ist, daß bürgerliche Journalisten durch die vorbildliche, unermüdliche Aufklärungsarbeit der kommunistischen Presse den Skandal von Ausbeutung und Unterdrückung durch die Götter nicht mehr tollschweigen können. Das BZ bemerkt in einem Formst. u. a.:

Es ist einem unserer Mitarbeiter gelungen, sich trotz aller Abperrungen Einlaß in die großen Zentren der Arbeit in Deutschland zu verschaffen und dort unerkannt je vier bis sechs Wochen als Arbeiter zu leben.

Nur so konnte es auch möglich sein, die meisten vor-gemommenen „Besichtigungen“ des Ammoniakwerkes Mer-sburg (Veuna) einmal durch einen Bericht „vom anderen Ufer“ der zu ergänzen. Veuna ist neben Oppau die deutsche Produktionszentrale für Dünge-salze. Dazu kommen seit diesem Frühjahr die Versuche zur fabrikmäßigen Her-stellung zerflüssiger Kohle, Versuche, deren Nutzen und Aus-nutzung heute noch gar nicht abzuschätzen sind. Rechnet man dazu die Bedeutung des Ammoniak- und der Dünge-salze als Ausfuhrartikel, so kann man Veuna ohne weite-res als eine der Hauptstützen der deutschen Wirtschaft be-zichnen, — eine Stütze, deren Wert bei den ersten Aus-fuhrmöglichkeiten flüssiger Kohle noch gewaltig steigen wird.

Dunkel liegt über der mitteldeutschen Tiefebene. Dunkel, der von Halle bis nach Raumburg reicht, bis Jena, bis hinüber nach Leipzig. Wenn er vom Winde auseinandergerissen wird, wenn sich die gelben und schwarzen Rauch- und Wolkenbildungen legen, sieht man Veuna.

Die 13 überhöhten Eisen spitzen sich wie Stacheln in den Himmel. Darunter — lang ausgebreitet — am Tage wie ein foppelnder, nicht von der Stelle kommender, richtiger Eisenmurm, in der Nacht ein einziges Glühen, Blinken, Wippen von Flammen und Lichtern: das Werk!

Es gar nicht so leicht, in den großen Komplex auf-genommen zu werden. Der Wächter lächelt nur, als er mein Ankommen hört, bestell mich dann wieder. Der Betriebsleiter — Doktor, Ingenieur oder was er ist —, zu dem ich am nächsten Tage gebracht werde und von dem der uniformierte Wächter (Veuna-Goldat oder Wertspitzel) leicht saluttet, macht ein noch skeptischeres Gesicht.

Schließlich kann ich mich wenigstens unter-suchen lassen. Danach Verhör, längeres Korieren meiner früheren Arbeitssachen — ob ich Soldat war — Gewerkschaftsangehörigkeit — (leises, aber nicht misgünstiges Gesicht).

Anfragen nach meiner politisch. u. Gesinnung, noch zwei weitere Tage warten. Am dritten muß aber wohl alles in Ordnung sein. Ich werde fotografiert, bekomme einen grünen Ausweis, muß eine lange Arbeitsordnung lesen und unterschreiben... und am fünften Tage nach meiner Anfrage soll ich endlich anfangen.

Ich pendle vorher durch die Kolonie Neuröthen, die Werkskolonie von Veuna, und suche eine Zimmer. Vergeblich. In den benachbarten, kleinen Industrieörfen auch. Alles ist überfüllt. In den niedrigen Hütten wohnen schon nicht als genug. In der ersten: außer der Eltern noch drei, vier, nein: sechs Kinder. Zwei Kostgänger dazu. Dann uneheliche Kinder der größeren Töchter. Und ein alter, eingetragener Großvater. — In den nächsten ist die Santheit noch größer. Zwei Familien, drei Kostgänger, die Betten übereinander, einige schla-fen auch auf den Dächern.

Vier Uhr früh! Ich werde geweckt, trinke in der kalten, un-geheizten Küche meinen Kaffee, fülle mir die Flasche, nehme die Mütze vom Nagel und laufe los. Ich muß erst durch unseren kleinen Ort, Hampel über Wiesen und Felder, einen Waldrand entlang, durch ein Stück Holz — hinter dem Holz ist die Straße. Wie hüpfende Kraben nehmen wir nachlässigen Wanderer was aus — drei oder vier — ohne Zusammenhang — nur mit dem gemeinsamen Ziel: die Station.

Die heranwachsenden Söhne sind dunkel und ungeheißt. Was dazu ist (meistens Männer) schnarcht oder verflucht bei der ersten Morgenbämmerung zu lesen. Der größte Teil dieser Schnarchen-den ist gelb und zusammengelassen. Die Arbeitszeit, zwei Stun-den Weg und Anfahrt, acht und neun Stunden schwere Arbeit, Wärschen, die Rückfahrt, also 14 bis 15 Stunden täglich im Taft der Hitze, der Eisenbahn, der Maschinen — machen oft und zerbrechen. Mit jeder neuen Station rücken sie näher zu-sammen, füllen sich die Bänke auf. Die meisten stehen schon. Stehen und schlafen weiter. Haben magere, hervorstehende Back-entnochen, offene nach unten gebogene Mundwinkel; sie jucken im Schlaf, und ihre Gesichter werden immer blässer und kälter.

Wie Trauben hängen die Leuten auf den Trittbrettern, hür-zeln sich herunter, talen die Treppen hinauf — und erst die be-wachten und in kleine Schlüpfel gestellten Tore bringen wieder etwas Ordnung und Disziplin in die Angefahrenen. Nur einzeln läßt man die Menschen herein — kontrolliert — läßt ihn die Ausweise zeigen — holt auch hier und da einen heraus — führt ihn nebenan in die besondere Kontrollhalle (ob er Flug-blätter einschmuggeln will — den „Veuna-Proleten“ — Kon-trollationsmaterial... das wiederholt sich doppelt so scharf beim Aus-marsch).

Jeder Vierte oder Fünfte betritt die Kabinen. Hände in die Höhe! Der Mann wird abgetastet, muß seine Taschen zei-gen, muß sich auf Verlangen ausziehen — eine Pflicht, der sich außer den deutschen Veuna-Arbeitern und den Arbeitern von Veperluzen und Oppau...

## Nur die Schwarzen der südafrikanischen Diamantfelder zu unterziehen haben.

Kranen, Stampfen, Schlägen! Ich bin — nachdem ich mich in einer kleinen Halle umgezogen und eine Kontrolluhr gelockert habe — in die Kelle, unter die Generatoren ankommen. Meistens sind die wie mit tierischen Sägen angezeichneten Geräte vieler Gattungen. Große, lustige Pausten, Eisenkonstruktion. Werkzeug, aber nicht, verhältnißlos. Der Generator neben Generator, schicht, wichtig, wie eine Reihe nebeneinander auf-gestellter Reizen.

In unierten Kellern ist von ihrer Heberschlantheit und Größe allerdings wenig zu sehen. Wie werden die „Schlader“ oder „Schlammzieher“ genannt. Es ist eine harte Arbeit. Die Hitze ist bis 70 Grad. Dazu stinkende, den Atem nehmende Mische Kohlendämpfe. Aber man kann nicht einmal die Tassen aus-treiben. Teufel von oben tropft heißes, febriges Öl, kürzen ganze Staubfäden, allüberall Kohlereise — mir werden grau, werden schwarz; wenn wir unsere acht Stunden abgedient haben — heraus und hinausträumen, führen wir uns wie Neger.

Ich bin „vorgeführt“: Von den Schlädern und Schlamm-ziehern zu den „Transporteuren“. Der schnelle Wechsel kam, weil ich zweimal zum anfangen gehen und mir das Recht-anders-Arbeiten wieder auf die Beine stellen sollte...

Die Arbeit als „Transporteur“ ist also nicht gerade eine Pufferung gegenüber den „Schlädern“. Fast — einen Ruhes-tag hat sie für mich doch; ich lebe durch die täglichen Transporte mit die anderen Teile des Werkes. Von gewissenigen Bau der Aehrenverhältnisse aus der Nähe... und um sie...

ein Kopfen, Nardchen, Sprengen, Aufschauern von grünem, gelbem, violettem, weißem Geisil und Flammen!

Ein meinerumpen erklärt mir auch (wenigstens so gut er es versteht) den Produktionsprozeß, der durch dieses Gewirr der Röhren und der umgehende 900 Ranten geht. Die Generatoren sind nicht ganz der Ursache. Vor ihnen stehen noch das Wasser-werk Pölsitz und die Anlagen, die die Luft heranzuführen. Von den Hochdrucklösen der letzte Weg in die Absorptionanlagen (Wasser wird in das ammoniakhaltige Gasgemisch geblasen) — und das Endprodukt Ammoniak in Wasser ist gewonnen.

Ein Teil dieses Wassers wird sofort in feinstartige Eisen-hähnungen (Ammoniakwagen) gefüllt und verläßt das Werk. Der andere Teil wird noch mit Gas und Schwefelwasser gemischt und nach einem Wänderweg über die Eindämpferer Düngesalz...

In diese Eindämpferer komme ich nach zwei Wochen Trans-porttage selber (als Hilfsarbeiter). Es ist ein dreistöckiger Stein- und Eisenbau, der oberste Teil: Ventile, stehende Säulen, kleine Kessel. In der Mitte jedes Meter hohe und drei Meter breite eiserne Kessel, die der ganzen Anlage den Ranten geben: Die Eindämpfer. In den Kesseln wird zusammengeleitet. Durch ein Schauglas kann man den Prozeß beobachten. Wenn sich Kristalle bilden, schaltet der Eindämpfer alles aus, Hingel... und die Welle tunkt und kurz in die nächste Etage. Fort wird sie in richtigen Schichtlinien (höhenunterschiedliche) Behälter) vor dem Zusammenlaufen und Zueinanderklumpen behütet; und nachdem durch diesen Prozeß dem Gemisch wieder eine gewisse Beweglich-keit gegeben wurde, fällt es weiter in den nächsten Stock. Fort leben Jentrischen, die des Schütteln und Zueinanderreißens loswerden, nur mit dem neuen Ansat, die Ränge von den flüssig-sten zu trennen. Ein drittes Klingelzeichen — und das Am-moniak ist fertig und fällt in den Keller...

Meine Beschäftigung in der Eindämpferer ist noch 17 Tagen schon wieder zu Ende. Ich werde — Laße des Schicksals — einige Meile in hohe Straten genommen.

Heber die Straßen in Veuna wäre dazu etwas Allgemeines zu sagen:

## Veuna hat Werkpolizei.

Ich habe sie schon als Torwache angedeutet. Die Werkpolizei kontrolliert aber auch die einzelnen Betriebe. Nicht, daß eine gewisse Kontrolle der heimischen Betriebe notwendig wäre — es gibt Kontrollposten innerhalb Veunas, die aus Gründen der Sicherheit täglich drei- oder viermal gemacht werden müßten. Nicht aber hat man beim BZ schon erwähnt.

Keine Kraft! Sprechen zu langen Reden von Worten, Wärschen der Hände während der Arbeitszeit, herum-gehen. Die Straßen sind steinig hoch. Zwei oder drei Staff-Wege von zwei über drei Stunden Arbeitzeit. Viele Arbeit verlangt aber meiner Meinung nach hässlicheres Wärschen der Hände. Alle werden mir die Straßen — Wiederholungsfall! — verdoppelt... ich lebe mich langsam nach einem unanständigen Abschied um.

Ich bin zum Kosttrinker begnadigt, wie sind der Mater-ialde angegeschlossen und arbeiten in der Nähe der Ranten 273, 74, 75. Gefährlich!!! Alles ist abgegrenzt. Mit Warnungs-tafeln. Mit Schildern. Mit Totenköpfen!

Achtung! Rote Dämpfe bedeuten Tod!  
Achtung! Braune Dämpfe sind gefährlich!  
Achtung! Grüne Dämpfe sind gefährlich!

Trotz der Warnungstafeln sind die Vergiftungsun-fälle noch ziemlich häufig. Oft verfallen die gesamten Beleg-schaften die Bane, aber wenn sie auch schonbar noch flüchten kön-nen, das Gas ist schneller.

Die Ammoniakfabrik im Rücken! Ich bleibe aber noch einige Tage in der Nähe. Sehe mir die Zufahrtsmög-lichkeiten dieses großen Betriebes an...

Aber auch den Menschen betrachte ich noch eine Weile. Dieses gelbe, täuschlich verbrauchte aussehende Individuum, das noch heute zwei Drittel seines Lebens immer Gaslopp ist.

Besonders hart zeigt sich das an den spielenden Kinder n. Unterernährung, Blässe, Eiterleulen, innere Krankheiten... Kann man das alles noch deutlicher sagen? — Vielleicht durch ein Lied, das man zwischen Halle und Weizenfeldern singt:

Lebe wohl Du Zucht-hauskinderbau!  
Du Ort der Sklaverei!  
Wart! Wirt nur öde, trüb und grau!  
Ein ewigler Einerei!  
Namenlich war die harte Iron  
Für miserablen Hundelohn!  
Ade! Ade! Ade!

## Die Ausdehnung der Unfallversicherung

In der Sitzung des Sozialpolitischen Ausschusses des Reichs-tage vom 6. Dezember legten nun endlich die Regierungsparteien ihre Vorlage zur Ausdehnung der Unfallversicherung vor, nach-dem sie die Entscheidung wochenlang immer wieder hinausge-schoben hatten.

Die kommunistische Reichstagsfraktion hatte bereits im Oktober 1926 einen eigenen Gesetzentwurf eingebracht, der die Einbeziehung folgender Berufsgruppen als dringlich forderte: 1. Betriebe des Gastwirtsgewerbes, 2. Krankenpflege- und Heil-küsten sowie Laboratorien, 3. Feuerlöschwesen, 4. Bühnenbetriebe, 5. Hausangehörige.

Der Ausschuss aber nahm eine Entscheidung der Regierungsparteien an, wonach die Regierung aufgeschobert wird:

1. ein Gesetz vorzulegen zur Ratifizierung des Genfer Überein-kommens betreffend Entschädigung aus Anlaß von Berufs-krankheiten und Gleichbehandlung einheimischer und auslän-discher Arbeitnehmer bei Entschädigung aus Anlaß von Berufs-unfällen;
2. ein Gesetz vorzulegen über Einbeziehung der Krankenanstal-ten und Laboratorien, des Feuerlöschwesens und der Bühnen-betriebe;
3. eine Denkschrift vorzulegen über die Durchföhrung der Un-fallversicherung für die übrigen Betriebe und Tätigkeiten.

Genossin Krenndsee begründete nochmals die Notwendig-keit der sofortigen Einbeziehung des Gastwirtsgewerbes und der Hausangehörigen in die Unfallversicherung. Auf ihre Anfrage, was unter solchmiger Vorlage eines Gesetzes zu verstehen sei, gab Ministerialdirektor Grieser die Zusicherung, daß der Ge-setzentwurf im Januar 1928 dem Reichstag vorgelegt werden wird. Die Einbeziehung der Gastwirtsgewerbeten sei bis zu dieser Zeit wegen der technischen Schwierigkeiten nicht möglich. Die Den-k-schrift soll bis zum Frühjahr fertiggestellt werden.

Genossin Krenndsee verlangte ferner Auskunft über die Aus-dehnung der Liste der Berufsgruppen, besonders auch unter Berücksichtigung der Einbeziehung der Krankenpflegerinnen. Darauf erklärte Ministerialdirektor Grieser, daß der Reichswirt-schaftsminister nach der Beratung des Katalogs sei und die ergänzende Verordnung erst erlassen werden soll, wenn der Katalog voll-ständig ist. Heber den Zeitpunkt, wann dies der Fall sein wird, konnte er allerdings nichts sagen.

Die Arbeiterschaft in den kleinen Betrieben und in den noch von der Unfallversicherung ausgeschlossenen Berufsgruppen muß sich rühren und nachdrücklich ihre Forderungen zu der bevor-stehenden gesetzlichen Neuregelung der Unfallversicherung erheben.

Verantwortlich für den Dresdner und Ostschlesener: Bruno Goldhammer, Dresden; für den gesamten übrigen Inhalt: Rudolf Kerner, Dresden — Druck: „Neuzeit“, Druckerei-filiale Dresden.

# An den Ufern des Hudson

Roman von H. Desberry

(1. Fortsetzung)

„Bisweilen erfährt mich furchtbare Angst um dich. Du hast so viele Feinde.“

„Er lachte. „Mit Nord wird hier noch nicht gearbeitet, Liebste, sei kein Kind.“

„Dennoch... Und jetzt fährst du morgen früh wieder nach Washington, ich werde dich so lange nicht sehen.“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Du weißt ja gar nicht, wie verloren ich mich ohne dich fühle.“

„Du müßt mich mehr Menschen kennen, Grace; es ist nicht ver-nünftig, daß du dich so völlig abschließt.“

„Ich will nur dich“, erwiderte sie leidenschaftlich. „Dich und meine Arbeit. Außerdem“, sie streifte mit der einen Hand leicht über ihr schwarzes Kleid, „bin ich ja noch in Trauer.“

„Er seufzte. „Deine Liebe für die Einamkeit ängstigt mich bisweilen, du müßt sie überwinden. Uebrigens“, fuhr er in verändertem Ton fort, „habe ich ein gutes Modell für dich ge-funden. Es wird dir über mein Fernsein forthelfen.“

„Wirklich? Was für ein Modell?“

„Einen alten polnischen Juden. Ich sah noch nie ein Ge-sicht, in dem so alles Elend eines Menschen und einer ganzen Rasse ausgedrückt war. Ich dachte gleich an dich, da ich ihn sah. Er versprach mir, dich in den nächsten Tagen aufzusuchen.“

„Wo hast du ihn kennen gelernt?“

„Das ist eine ganze Geschichte. Er ist Hausierer, und du kennst ja die Art, wie unsere Politik gegen die Hausierer vor-geht. Immer ist die Lizenz nicht in Ordnung, oder so etwas ähnliches. Kann der Unglückliche dem Volkstischen ein paar Dollars ähnliches. Kann der Unglückliche dem Volkstischen ein paar Dollars ähnliches. Kann der Unglückliche dem Volkstischen ein paar Dollars ähnliches. Kann der Unglückliche dem Volkstischen ein paar Dollars ähnliches.“

liebt und mit der er im größten Elend lebt. Du könntest dich ein wenig um das Mädchen kümmern, während ich in Washington bin.“

Grace nickte, fragte dann: „Gehört heute der ganze Abend mir, oder hast du noch zu tun?“

„Ich wollte dir vorschlagen, eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen. Du siehst müde aus; die frische Luft wird dir gut tun. Ich habe daheim noch eine kurze Besprechung mit Ben Tomers, dem Regieratgeber, von dem ich dir bereits erzählte. Es ist jetzt sechs. Wenn du um Acht zu mir kommst, können wir gemütlich souperieren; ich schicke den Diener fort, wir werden ganz ungestört sein. Ist's dir recht?“

Sie sagte ja, wie sie zu allem, was er wünschte, ja sagte, und fuhr mit Rawley bis zu seiner Wohnung. Er stieg aus und begab sich ins Haus. Grace fuhr nach dem Sound hinaus.

Die anderthalb Stunden waren für Rawley völlig ausge-füllt, der Diener ließ zwei Besuche ein, mit denen der junge Kongressmann verhandelte. Es schien sogar jedesmal zu einer heftigen Debatte zu kommen, denn der Diener hörte laute, er-regte Stimmen. Rawley hatte ihm gesagt, er solle um halb acht Uhr forgehen, und so kümmerte er sich nicht weiter um die Sache, war froh, unerwartet einen freien Abend zu haben. Raw-ley selbst mußte seinen Besuchern die Tür geöffnet haben, denn er schloste nicht mehr nach dem Diener.

Pünktlich um Acht erschien Grace, öffnete die Wohnungstür mit dem Radischlüssel, den der Freund für sie hatte anfertigen lassen. Sie schloß müde und verstimmt, der Gedanke an die Trennung betäubte sie und selbst Rawleys Zärtlichkeit vermochte sie nicht zu erheitern.

„Nur noch ein paar Monate, Liebste“, tröstete er sie, das seine glatte Haar streichend. „Sobald deine Scheidung ausge-sprochen ist, werden wir uns nie mehr trennen.“

„Dieser schreckliche Mensch!“ rief sie heftig. „Hat er mich denn nicht während unserer Ehe genug gequält? Muß er jetzt noch all diese Schwierigkeiten bereiten?“

Rawley betrachtete sie mit tiefem Mitleid. Er kannte die Geschichte ihrer traurigen Ehe mit einem Schauspielere, der die jarte, Frau auf alle erdenklichen Arten gequält hatte. Bereits nach Verlauf eines Jahres hatten sie sich getrennt, doch wollte der Schauspieler nicht in eine Scheidung von seiner reichen Frau einwilligen. Inzwischen lernte Grace John Rawley kennen und schon nach kurzer Zeit erkannten die beiden, daß das Leben für jedes von ihnen bloß dann einen Sinn habe, wenn sie zusammen sein können. Vor zwei Monaten war es nun Grace endlich ge-

lungen, dem Schauspieler die Einwilligung zur Scheidung abzu-zingen. Ihrer leidenschaftlichen Natur war das Warten eine Folter, jede Stunde, die sie fern von dem Freund verbrachte, deutete sie verloren.

„Verzeih, daß ich so langweilig bin“, bat sie jetzt, an den Schreibtisch tretend, vor dem er saß, und ihm die Arme um den Hals legend. „Aber ich habe heute zu lange gemalt, bin todmüde und mein Kopf schmerzt zum Zerplatzen.“

„Er blinnte ne besorgt an; sie war totenblau, um ihre Augen dunkelsten tiefschwarze Ringe; das ganze zarte Gesicht war ver-zerrt von Schmerz.“

„Arme Kleine“, sagte er sanft. „Rege dich ein wenig nieder. Versuche ein paar Minuten zu schlafen.“

„Er nahm sie in die Arme, trug sie zur Chaiselongue, schob ihr Kissen unter den Kopf. Dann verdrückte er alle Lampen bis auf eine, die, dicht von einem eisernen Schirm verkleidert, das Zimmer mit weichem Halbdunkel erfüllte. Aus Fenster tretend, zog er die schweren Sammetvorhänge zusammen.“

„Sehe dich zu mir“, bat sie. „Ich will dich ganz nahe haben, noch jeden Augenblick genießen, den du bei mir bist.“

Sie streckte die Hand nach ihm aus. Er beugte sich über sie, ihre Lippen fanden einander in einem langen, leidenschaftlichen Kuß.

Dem herrlichen Frühlingswetter war ein kalter grauer Regentag gefolgt. Ein schneidender Wind peitschte die Tropfen gegen die Fensterscheiben.

Grace Rathens setzte sich im Bett auf und blickte in den strömenden Regen hinaus. Ihr Kopf schmerzte; sie fühlte in allen Gliedern bleierne Schwere.

„Nun sitzt er bereits im Zug“, dachte sie mit beklommenem Herzen. „Hat schon ein Viertel der Strecke zurückgelegt. Heute abend kann ich ein Telegramm haben, morgen nachmittag einen Brief... Jedesmal fällt es mir schwerer, ihn fortzulassen.“

Ihr Blick fiel in den großen Spiegel, der gegenüber vom Bett hing. Ein leises Lächeln kam in ihr Gesicht. „Eigentlich ist es ja ganz gut, daß er mich heute nicht sieht. Wie häßlich ich bin, fast weiß im Gesicht und schwarze Schatten unter den Augen. Ich muß mich schonen, solange er fort ist.“

Sie läutete nach der Bote, verlangte das Frühstück. Als diese mit der Platte kam, stelen Grace die Blässe des Mädchens, dessen verweinte Augen auf.

„Sind Sie krank, Mary?“ fragte sie freundlich. „Sie sehen schlecht aus.“

(Fortsetzung folgt.)